

Rezension

Dorothee von Moreau (Hg.): Musiktherapie in der präventiven Arbeit

Dr. Ludwig Reichert Verlag (Wiesbaden) 2012, 88 Seiten, ISBN 978-3-89500-868-9, 18,00 €

Bereits im Vorwort führt Dorothee von Moreau sensibel in die Thematik ein, zu der die Autoren ihre Vorträge auf der 19. Musiktherapie-Tagung im März 2011 am Freien Musikzentrum München gehalten hatten. Prävention ist eine gesellschaftlich hoch aktuelle Aufgabe, der wir uns zum Wohlergehen und zur Gesunderhaltung ihrer Mitglieder in allen Altersbereichen widmen sollten. Zu Beginn wird der Begriff *Bindung* in den Blick gerückt. Mit Musiktherapie lässt sich die Bindungsentwicklung unterstützen. Hier sieht Monika Nöcker-Ribaupierre eine Weiterentwicklung aus der Entwicklungsforschung. Sie begleitet den Leser mittels eines forschungsgeschichtlichen Überblicks bis zu den spezifischen Chancen der musiktherapeutischen Arbeit heute. Um ein gesundes Bindungsverhalten zu ermöglichen, müssen mögliche Risikofaktoren erkannt und bearbeitet werden, die auf beiden Seiten, bei Mutter oder Kind, sowie in deren Psychodynamik entstehen können. Dabei scheinen es besonders die *nicht auflösbaren* Stressbelastungen zu sein, welche die Bindungserfahrungen beeinträchtigen. Entscheidend ist schließlich die *Qualität* der Interaktionen. Verlaufen die Prozesse der Bindung nicht positiv, können Bindungsstörungen entstehen, die sich psychisch auswirken. Verhaltensstörungen können mit früheren unsicheren Bindungen korrelieren und sogar neurophysiologische Auswirkungen von Bindungsstörungen lassen sich feststellen. Demnach scheint eine gute und sichere Bindung einem lebenslangen Schutzfaktor als Grundlage zu dienen. Die lebenslange Veränderbarkeit neuronaler Netzwerke lässt sich psychotherapeutisch nutzen, indem neue Bindungserfahrungen gemacht bzw. alte bearbeitet werden können. Auf der anderen Seite wird die wachsende Bedeutung der Frühförderung deutlich, da sich Bindungsstörungen oftmals auf Entwicklungsstörungen zurückführen lassen.

An eine Schnittstelle zwischen Pädagogik und Therapie führt Michaela Weyand mit ihrem Beitrag. Sie zeigt, wie wichtig es für ihre Arbeit ist, sich der eigenen Rollenklärung bewusst zu sein und umreißt dabei kurz ihr Menschenbild. Bedeutsam sind ihr vier Grundannahmen: Die *Kulturgebundenheit* der Kinder, die für alle Kinder gilt und dabei unter transkulturellen Aspekten beobachtet werden soll; die *beidseitige Anpassung* als Grundlage von Integration; die *Problematik von Integrationskursen*, die manchmal die Unterschiedlichkeit verschleiern sowie die *gesellschaftliche Anerkennung*, also die Wertschätzung *aller* Kinder. Erkenntnisse der interkulturellen Psychologie unterstützen den Gedanken, dass Migration ein „Mehr“ an Entwicklungsaufgaben mit sich bringt und die Musik/-therapie mit ihren Instrumenten im Sinne eines Übergangsobjektes dienen oder zur Symbolbildung beitragen kann. Ihr *Brücken-Charakter* wird deutlich. Im „szenischen Ver-

stehen“ sieht Michaela Weyand das Bindeglied zwischen Praxis und Forschung und bringt dem Leser mittels eines Fallbeispiels ihr praktisches Vorgehen näher. Die Möglichkeiten der Musiktherapie liegen hier in Stärkung und Aufbau von Selbstwertgefühl und Selbstwirksamkeit, im Zuhören und *Sich-Gehör-Verschaffen* und in der Versorgung von Nachholbedarf, der je nach kulturellem Stil unterschiedlich sein kann. Das Erfahren von Gruppenzugehörigkeit ist in sozialen und hier leistungsfreien Räumen gut möglich. Mit einem Blick auf die Balance von Produkt- und Prozessorientierung werden allerdings auch die Grenzen des genommenen „Allheilmittels“ der musikintegrativen Angebote sichtbar. Zuletzt schlussfolgert sie drei Ebenen von Integration: die psychische, die interpersonelle und die der gesellschaftlichen Integration. Es bedarf eines angemessenen Settings und eines „Mehr als nur Pädagogik“.

Andreas Wölfl führt den Gedanken weiter und stellt sein Konzept der Trommelpower vor, das im Rahmen primärer Gewaltprävention im schulischen Rahmen eingesetzt wird. Im Miteinander zu kommunizieren und zu kooperieren, sich Ausdruck zu verschaffen, gehört zu werden sowie die unterschiedlichen Affekte zu regulieren ist dabei bedeutsam. Vier musiktherapeutische Grundelemente bestimmen sein Projekt, dessen Kernstück die Trommelimprovisation ist. Dazu kommen Klangwahrnehmung, Stimmausdruck und das musiktherapeutische Rollenspiel. Musikalische Inszenierungen werden genutzt, um durch Verständnis für einander Lösungsmöglichkeiten zu erarbeiten. Anders als in der Therapie, wo der Leidensdruck bedeutsam für den Entschluss ist, gilt in der präventiven Arbeit die Motivation als entscheidender Faktor. Das Handeln der Trainer muss mit gleichzeitiger Prozess- und Zielorientierung einhergehen. Am Ende der Darstellung des Projektes wird deutlich, dass die „Trommelpower“ mit guten Wirkungspotentialen ausgestattet ist, die, behutsam und situationsangemessen eingesetzt, präventiv wirken können.

Mit dem Ziel der Förderung und Erhaltung seelischer und körperlicher Gesundheit erweitert Marie-Luise Zimmer den Blick des Lesers, wenn sie von der möglichst frühzeitigen psychischen Stabilisierung der betroffenen Kinder und Familien berichtet. Ihr gelingt es anhand von Fallbeispielen, diese Inhalte beeindruckend und anrührend zugleich zu vermitteln. In der Beschreibung der Situation von Kindern und Jugendlichen, die ihre kranken Eltern betreuen, wird deutlich, unter welcher Überforderung die Kinder in dieser Situation leiden. Die Diagnose Krebs wird zur „Familiendiagnose“ erweitert. Es zeigt sich, dass die Sorgen der Kinder erheblich höher sind, als die Eltern dies ahnten. Kinder schwer kranker Eltern stellen eine Risikogruppe dar, die oftmals ängstlicher, depressiver und auch verhaltensauffälliger sind. Wenn über die Belastungen gegenüber anderen geschwiegen wird, kann es zu einer Abgrenzung von der Umwelt kommen, was wiederum Konflikte birgt, da die Kinder sich gleichsam auf Identitätssuche befinden und immer wieder in Loyalitätskonflikte geraten. Die Entlastung der Kinder ist demnach von großer Bedeutung. Wie bei den anderen Projekten auch, ist ein angemessenes Setting wichtig, zu dem neben Offenheit und Ressourcenorientierung die Frage gehört,

inwieweit eine Abstinenzregel in diesem Setting möglich ist. So wie sich der Begriff der Prävention durch das gesamte Buch zieht, so wird auch deutlich, wie wichtig der Kontextbezug ist und wie sensibel, wie individuell und mit welcher therapeutischen Grundhaltung die unterschiedlichen Angebote umgesetzt werden müssen.

Im abschließenden Artikel des Buches werden von Tonius Timmermann weitere Zusammenhänge beleuchtet. Zum einen thematisiert er das übergreifende Phänomen der transgenerationalen Aspekte mit ihrer gesellschaftlichen Bedeutung, zum anderen schlägt er mit einer Fallvignette den Bogen zur Bedeutung für den Einzelfall. Die transgenerationale Dimension sollte in der psychotherapeutischen Arbeit bewusst mitbetrachtet werden. So gesehen geht Prävention über den familiären Rahmen hinaus. Es zeigt sich, wie im Verlauf des Buches, vom Einzelnen ausgehend, beginnend beim Säugling, der Bogen über die Familie bis zur Gesellschaft übergreifend gespannt wird. Prävention ist also von Beginn an und dauerhaft bedeutsam. Zunächst befasst sich Tonius Timmermann besonders mit der Darstellung von historischen Phänomenen wie kollektiver psychotraumatischer Erlebnisse, die uns heute im (therapeutischen) Alltag immer wieder begegnen. Menschen sind auf Beziehung und Bindung angewiesen, daher wird deutlich, wie schwerwiegend desorganisierte Bindungsmuster, die durch traumatische Erfahrungen entstanden sind, weiter über die Generationen hinauswirken. Demnach benötigen wir auch eine kollektive Erinnerungskultur. Nur so lässt sich dem entgegen wirken, dass die nachfolgenden Generationen zum Container der unverarbeiteten Erfahrungen werden und ihnen die einst tatsächlichen Traumata quasi als phantasierte Traumata weiterhin übertragen werden. In der Fallvignette wird dies im Detail deutlich gemacht. Es erschließen sich die praktischen therapeutischen Möglichkeiten, wenn durch die Arbeit mit Stellvertretern Irritationen schließlich gelöst werden können. Die Non-Verbalität der Musiktherapie ist an dieser Stelle von großem Wert. Es geht auch in seinem Artikel um frühe Beziehungen, um Bindung. In „klingenden Systemen“, so nennt er seine Arbeit, können Beziehungen sinnlich erfahrbar werden. Prozesse können wieder ins Fließen kommen, der Therapeut kann durch sein Mitschwingen die Arbeit an der Individuation unterstützen. Hier schließt sich wieder der Kreis zur Prävention. Darüber hinaus äußert er sich kritisch gegenüber bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen und fordert auf, sich auf allgemein gültige Menschenrechte wie Bildung und damit die musikalische Bildung unserer Kinder zu besinnen. Vor dem Hintergrund einiger Untersuchungen formuliert er „Musik ist nicht schmückendes Beiwerk, sondern existenzielle Lebensgrundlage und Nahrung für die Seele.“ Zum Abschluss verdeutlicht er seine Forderungen am Beispiel des Projektes „Friedensstadt Augsburg“ und zeigt auf, wie die universitäre musiktherapeutische Forschung zu einer gesunderhaltenden gesellschaftlichen Entwicklung etwas beisteuern kann. Mit diesem Bild im Kopf begleitete mich das Buch nach dem Lesen noch einige Zeit – die vielfältigen Möglichkeiten der Musiktherapie können ihren Beitrag dazu leisten, Menschen menschlich zu behandeln.

Oliver Schöndube, Dipl.-Musiktherapeut, Osnabrück